Editorial

Suchen wir heute nach Orten der Gruppendynamik, finden wir sie hauptsächlich in drei Ausprägungsformen: Als empirisch-experimentelle Kleingruppenforschung in der Wissenschaft an den Universitäten, in der Praxis von Beratung und Organisationsentwicklung, sowie, gleichsam als „gesunkenes Kulturgut“, in allen möglichen Tätigkeitsfeldern, die sich ihrer Elemente bedienen (in Lehr- und Lernprozessen als didaktische Hilfe, in interdisziplinären Forschungen zur Unterstützung ihrer Teams, in Organisationsmediationen und überall dort, wo „angewandte Sozialwissenschaft“ Praxisrelevanz einfordert und mit Forschungsfeldern gemeinsame Prozesse organisieren und „designen“ muss). Dieser Vervielfältigungs- und Diffundierungsprozess hat zweifellos ihre „klassische“ Identität, diejenige der 60-iger und 70-iger Jahre zersplittert. Manche diagnostizieren diese Sachlage als „Zenitüberschreitung“: Die Gruppendynamik habe ihre Zeit gehabt, sie befinde sich im Rückzug, sei „unmodern“ geworden; abgelöst durch alle möglichen anderen Sozialpraktiken (z. B. Supervision, Coaching), durch die Systemtheorie und systemische Beratung. Nun mag es zwar sein, dass die frühere Konzentration auf das Sozialelement Gruppe einer Ausweitung auf größere Sozialgebilde gewichen ist, die ihr System in größere Systemzusammenhänge gestellt hat, das „klassische“ Lernmodell der T-Gruppe hat an Attraktivität kaum verloren und es lässt sich in ihm immer noch vieles erfahren und lernen, das man an allen möglichen Stellen, wo Teams und Gruppen eine Rolle spielen – und das tun sie fast überall – nutzbringend verwenden kann.

Auch das „Hineinsickern“ in viele Tätigkeitsfelder (vom Projektmanagement über Organisationsmediation bis hin in das veränderte Arrangement von Lehr- und Lernprozessen) zeigt eine Verbreitung, eine Akzeptanz, die sie früher nicht hatte; so wird beispielsweise in den verschiedensten Bildungsinstitutionen verlangt, „soziale Kompetenz“ zu vermitteln, eine Fähigkeit, die sich vorerst einmal vor allem auf Gruppen bezieht, zu deren Entwicklung und Ausbildung Gruppendynamik unbestritten etwas beitragen kann. Auch die Systemtheorie und die systemische Beratung wollen, wie z. B. die Arbeiten von R. Königswieser oder R. Wimmer zeigen, nicht auf den durch die Gruppendynamik bereitgestellten Erfahrungsschatz verzichten. Der Befund könnte also geradezu gegenteilig lauten: Das Diffundieren in alle möglichen Bereiche hat vielleicht Identität zersplittert, die gruppendynamischen Anliegen und Erfahrungen aber eher wichtiger und anerkannter gemacht.

In der Wissenschaft selbst sieht die Sache ein wenig anders aus; hier steht einiges relativ unverbunden nebeneinander. Wir finden die genannte Kleingruppenforschung, die in experimentellem Vorgehen entlang des klassischen naturwissenschaftlichen Paradigmas operiert. Sie liefert zwar zweifellos respektable Ergebnisse, hat sich aber in dem hier notwendigen methodischen Reduktionismus weit von real existierenden Gruppen entfernt.

Neben ihr existieren Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die auch in der Beratung tätig sind und von Zeit zu Zeit Praxiserfahrungen und –reflexionen meist „fallbezogen“ anbieten und zur Verfügung stellen. Da sich die Praxis und ihre Problemlagen

nicht von sich aus „disziplinär“ darstellen, sind diese Reflexionen von vornherein „interdisziplinär“ verankert, was in unseren disziplinstrukturierten Universitäten Probleme schafft und den Dilettantismusverdacht immer wieder laut werden lässt. Antwortet man problemgerecht auf diese Ausgangslage mit interdisziplinären Teams, wird man rasch feststellen müssen, dass dieses „Organisationselement“ in den angewandten Sozialwissenschaften eigentlich nicht vorgesehen ist; auch Wissenschaftskarrieren laufen immer noch auf der disziplinären Schiene. Praxisorientierte und -relevante Gruppendynamik hat es aber immer mit Systemen (Ganzheiten) zu tun, in denen das „pralle“ Leben abläuft, das sich nicht an wissenschaftliche Ordnungsvorgaben hält. Ein wesentlicher Teil der Gruppendynamik ist dadurch bestimmt, nicht nur die vielfältigen inneren Zusammenhänge und Verflochtenheiten ihrer Forschungsfelder zu akzeptieren, zu erfassen, sondern mit ihnen einen Umgang zu finden. Es geht ihr nicht – und das war vom Anfang an ihr „emanzipatorisches Interesse“, um beobachtendes Erkennen, um Ergebnisse, die einem Wissenschaftssystem geliefert werden sollen, vielmehr, um das Arrangieren von Prozessen gegenseitiger „Selbstaufklärung“; solchen, die das klassische Subjekt-Objekt Spaltungsdilemma aufzuheben imstande sind.

Das Wissenschaftssystem muss dabei auch in sich theoretisch und praktisch-organisatorisch „beweglicher“ werden; und wir wissen alle, was es heißt, in einer traditionell festgefügt Institution neue Organisationselemente einzuführen. Weite Teile der Aktionsforschung, die ja immer schon in der Nachbarschaft von Gruppendynamik angesiedelt war, haben von vornherein daher auf wissenschaftliche Theoriebildung verzichtet und ihre „Partner“ außerhalb des Systems zu Forschern „gemacht“, was ihnen fast überall ihre institutionelle Verankerung gekostet hat. Und doch scheint eine Entwicklung im Gang zu sein, die sowohl inter- wie transdisziplinäre Forderungen an die Wissenschaften immer lauter werden lässt. Die Wissenschaften vom Menschen und ihren sozialen „Veranstaltungen“ werden aus ihrer distanzierten „reinen“ Beobachterrolle, geschützt durch disziplinorientierte Institutionen, herausgetrieben. Die Gesellschaft verlangt nicht bloß mehr eine Bereitstellung von Wissen und Erkenntnissen „über“ sie, sie verlangt Unterstützung in einem „Selbsterfassungsprozess“, in dem sie gleichsam in ihren diversen Organisationen und Institutionen „zu sich selbst“ kommt.

Wir leben immer mehr in einer selbstreflexiv werdenden Gesellschaft, so lautet der Befund einiger Soziologen. Nur zu oft wird dieser aber von den bisherigen Selbstreflexionsexperten missverstanden; sie wähnen sich immer noch in jener Rolle, die den „Laien“ sagt, was sie zu reflektieren haben. Selbstreflexion kann zwar „maieutisch“ unterstützt, niemals aber vorgegeben oder gar erzwungen werden. Wenn aber Wissenschaft (vor allem Sozialwissenschaft) immer mehr gezwungen wird, ihre „klassische“ Rolle, ihre distanzierte Enthaltensamkeit zu verlassen, was bedeutet das? Heißt das praktische Nach-Außen-Gehen Theorie- und Disziplinverzicht? Geht es nur mehr um das Finden und Anwenden von Organisationsdesigns, die anderen diese „Selbstaufklärung“ ermöglichen? Welche veränderte Stellung bekommen Erkenntnisse, Modelle, wissenschaftliche Theorien, wenn sie das Wissenschaftssystem verlassen sollen, und im Sinne der Selbstreflexion ihre Expertenautorität aufgeben müssen? Was heißt überhaupt „Anwendung“ in den Sozialwissenschaften, wenn man sie nicht technisch-instrumentell einschränkt? Das alles gipfelt in der zusammenfassenden Frage: Wie wird Wissen wirksam? Sie zieht sofort die nächste nach: Wie kann Wissenschaft in andere Systeme „hinein“ intervenieren, zugleich aber

die Absicht verfolgen, den Systemen nicht ihre Freiheit, ihre Selbstbestimmung nehmen zu wollen? Welchen Charakter bekommt dann Forschung, wie muss der Wissenschaftler selbst seine herkömmliche Rolle verändern? Wie lässt sich Forschung von Beratung unterscheiden oder ist diese Unterscheidung hinfällig?

Mit diesen und vielen Anschlussfragen beschäftigen wir uns an der Universität Klagenfurt in der Gruppendynamik, der Philosophie, in den Organisationswissenschaften seit Jahren. Die Intensität dieser Beschäftigung führte vor kurzem auch zur Gründung eines Instituts, das die Interventionsforschung im Namen hat, zudem wurde ein interdisziplinäres Doktorandinnenkolleg für Interventionsforschung eingerichtet, das Dissertationen betreut, die selbst eine Intervention darstellen, sie beobachten, dokumentieren, die Prozesse und Rückkoppelungen beschreiben und dazu „Hintergrund“-theorien ausarbeiten. Die hier im Heft versammelten Aufsätze sollen einen Einblick in unsere Tätigkeit vermitteln; an Beispielen jenen Weg plausibel machen, der eine Entwicklung von der Gruppendynamik zu einer Interventionswissenschaft und -forschung nachzeichnet. Die Beiträge richten sich aber keineswegs nur an Interessenten aus dem Wissenschaftssystem. Berater und Beraterinnen könnten einen Einblick in jene Möglichkeiten bekommen, die von der Interventionsforschung beigesteuert, auch der reflexiven Aufarbeitung ihrer Praxis dienen könnten. Für Gruppendynamiker wäre einerseits die von B. Lesjak verfolgte Linie von der „klassischen Gruppendynamik“ zur Interventionsforschung wahrscheinlich nicht uninteressant, andererseits aber auch die Arbeit von I. Paul Horn und E. Krainz, die sich einem für jede Intervention (z.B. auch in T-Gruppen und Organisationslaboratorien) bedeutsamen Thema zuwendet, nämlich jenen der Sprache in ihrer besonderen Form Metaphern hervorzubringen. Sprache ist nun einmal auf unserem Gebiet (neben „Aufstellungen“, Rollenspielen, „künstlerischen Medien“) ein ganz entscheidendes Interventionsinstrument; aber gerade in ihrer Ausprägung von Metaphern verliert sie ihren „rein“ instrumentellen Charakter, eröffnet ein weites individuelles und kollektives Interpretations- und Identifikationsfeld. Fast könnte man sagen, die Metapher befreit die Sprache aus ihrem eindeutig bezeichnenden Charakter; gleichsam ein Akt der „Selbstaufhebung“.

Aber auch „Praktiker“ könnten an den Artikeln Gefallen finden, werden doch der Interventionsforschung entsprechend Praxisfelder zur „Forschungspartnerschaft“ aufgerufen und über solche Projekte berichtet. In der Arbeit von B. Lesjak geht es um eine Intervention in institutionalisierte Bildungsmaßnahmen einer politischen Partei, im Aufsatz von R. Lerchster und M. Spindler wird aus der Erfahrung von einigen Projekten die Schwierigkeit von Unternehmen dargestellt und reflektiert, der raschen Entwicklung der Kommunikationstechnologien adäquat zu entsprechen und ihren Folgewirkungen nicht tatenlos ausgesetzt zu sein (Vorschläge finden sich in der abschließenden thesenhaften Zusammenfassung); interessant auch das vierte Projekt, in dem Studenten und der universitäre Lehrbetrieb in ein Interventionsprojekt einbezogen werden.

Schließlich widmet sich der Beitrag von R. Lerchster und M. Ukowitz schwerpunktmäßig den KMU's (den Klein- und Mittelbetrieben), ein „Stiefkind“ von Beratung und Interventionsforschung. Ein Forschungs- und Weiterbildungsprojekt, thematisch fokussiert auf Strategie- und Organisationsentwicklung, stellt vor allem auch die spezielle Situation dieses Wirtschaftsbereichs dar, die Notwendigkeit, Strategiemodelle und -vorstellungen zu „entmythologisieren“, sie der besonderen Situation der KMU's anzupassen und dies-

bezügliche Weiterbildungsangebote zu arrangieren. In letzteren ging es aber nicht bloß um das Angebot einer Seminarreihe, sondern auch und zwischendurch um Coachings-Tage *in* den Betrieben der Teilnehmenden. Letztere ermöglichten „maßgeschneiderte“ Strategieentwürfe und Organisationsmaßnahmen.

Peter Heintel